



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

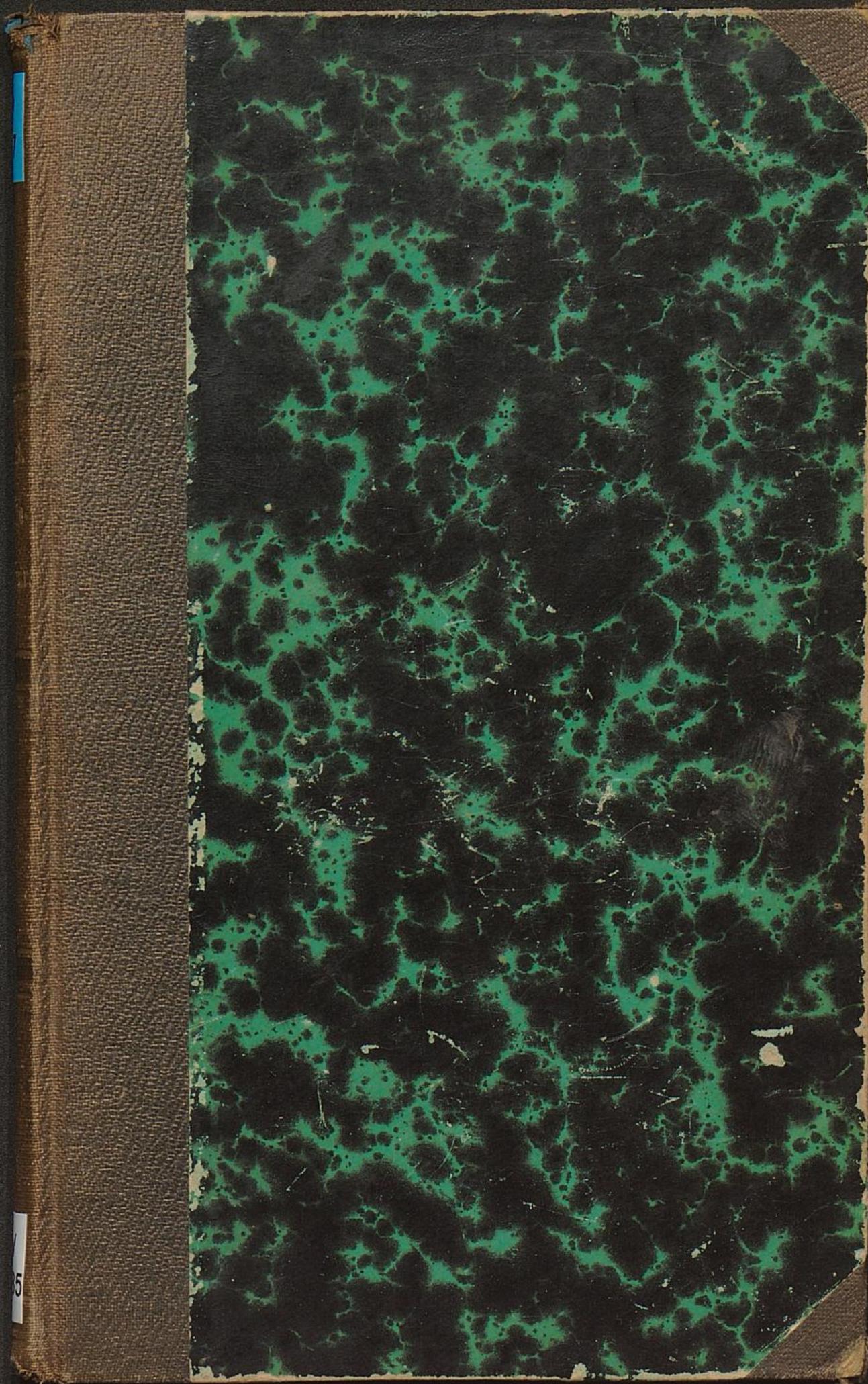
Universitätsbibliothek Paderborn

Die Bildung des Bibliothekars

Ebert, Friedrich Adolf

Leipzig, 1820

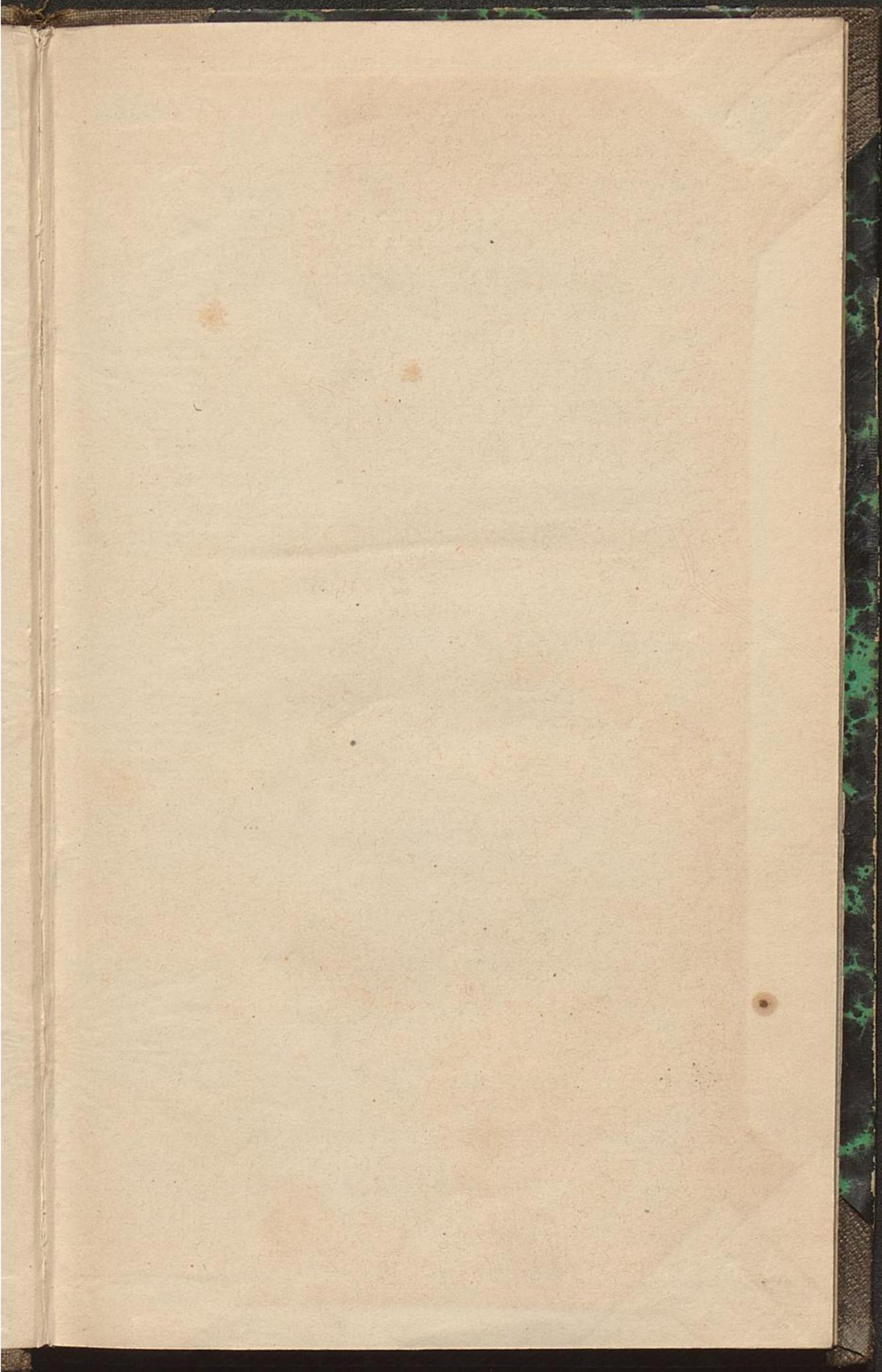
urn:nbn:de:hbz:466:1-11378

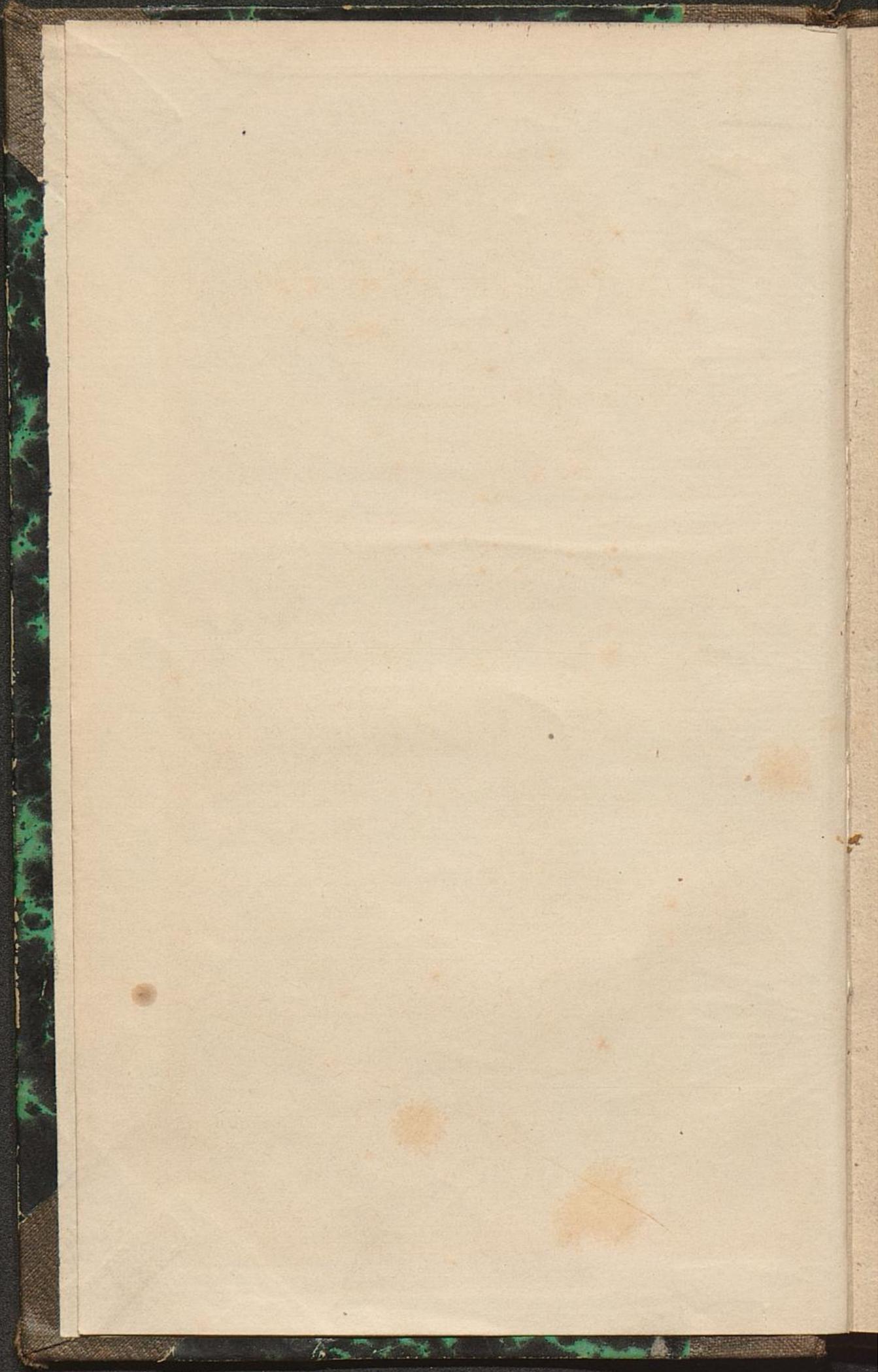


5

120 -

43085





Die
Bildung des Bibliothekars.

Von

Friedrich Adolf Ebert,

Doctor der Philosophie und Secretair der Königl.
öffentl. Bibliotheken zu Dresden.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig, 1820

bei Steinacker und Wagner.

Bildung des Bibliothekers.



07

W

2885

13/6243

AUB

V o r r e d e.

Diese Blätter erschienen zuerst als Glückwünschungsschrift zu einem Tage, welcher einem meiner würdigsten Lehrer der Jubeltag seiner Promotion war, und dasselbe auch meinem mir ewig theuern Vater gewesen seyn würde; hätte die Vorsehung ihn nicht dem Kreise der Seinigen früher entnommen. Die Folgen der Eile, in welcher ich neben andern Arbeiten diese Blätter schrieb, bestimmten mich, nur eine sehr geringe Anzahl von Exemplaren auszugeben; doch konnte ich der unerwarteten Veranlassung zu einer neuen Ausgabe nicht widerstehen, weil ich hoffte, auch durch dieses Wenige vielleicht hier und da einen jungen Mann für den herrlichen Beruf zu gewinnen, in welchem ich täglich mehr das höchste Glück meines Lebens und Wirkens finde.

Nachsicht für diese Schrift muss ich mir desto mehr erbitten, da ich auch zu dieser Umarbeitung nicht die gewünschte Musse hatte. Uebrigens sollte die Schrift bloß eine Methodik, nicht ein Lehrbuch der Bibliothekswissenschaft seyn, daher auch alles Specielle, so wie das ganze Capitel vom Sammeln geflissentlich übergangen worden ist; doch habe ich mich mit Vermeidung aller Theorieenweisheit bestrebt, hier das Wesentlichste von dem zusammenzudrängen, was sich mir im Laufe einer zwar nur siebenjährigen, aber auf zwei Bibliotheken eines ganz verschiedenen Charakters gesammelten Erfahrung bewährt hat. Ein auf rein-praktische Grundsätze begründetes ausführliches Lehrbuch gehört zu meinen zum Theil schon vorbereiteten Plänen; gern aber werde ich dem Erfahrnern weichen, der früher als Lehrer auftreten sollte.

Auch ohne Büchermessen, Stereotypie und Industriecomtoirs glaubte sich schon zu seiner Zeit der weise Salomo zu der Klage berechtigt, „viel Büchermachens ist kein Ende,“ und hat damit einen Text gegeben, welchen zu glossiren niemand grössern Beruf hat, als die Bibliothekare, deren Arbeiten in demselben Grade sich mehr und schwieriger werden, in welchem die täglich wachsende Büchermasse zunimmt. Während sich die Inhaber der Facultätswissenschaften, gepflegter und geehrter, ihr Geschäft dadurch zu erleichtern wissen, dass sie das Antiquirte und Verrufene aus den nach dem jezeitigen Bedürfniss sich neu gestaltenden Systemen herausnehmen

und in den Winkel stellen (noch dazu muss der Bibliothekar der Aufbewahrer seyn!); so ist der letztere (der in der Regel des ehrlichen Theophrastus Paracelsus*) Sprüchlein auf jene, wie auf sich wohl anwenden mag: „die in der Ringmauer haben Kaltes und Warmes, wie sie wollen; die den Künsten nachziehen, hätten keinen Schatten, wenn der Baum nicht wäre“ von Amtswegen verpflichtet, Alles heizubehalten, Alles zu bewahren, die widerstreitendsten, von ihren eignen Facultäten aufgegebenen Kräfte zu ordnen und zu vereinigen, und Alles mit gleicher Achtung und Liebe zu hegen und zu pflegen. Indem er aber so auf der einen Seite seine ganze Kraft in Anspruch genommen sieht, muss er auf der andern bemerken, dass er in neuerer Zeit eine Stellung erhalten habe, welche von der frühern durchaus verschieden ist und die nur

*) In der vierten Defension.

wenigen erfreulich scheinen möchte. Mit dem veränderten Geiste der Studien, mit der jetzt vorherrschenden Neigung zu eigener und unabhängiger Forschung und freier Schöpfung, mit dem allgemein gewordenen Bestreben, das selbstständig zu verarbeiten, was früher nur gesammelt wurde, endlich mit der Entstehung einer Menge literarischer Werke hat er aufgehört, das Orakel für Alt und Jung zu seyn, welches er ehemals war. Dem Leben entfremdet und seiner thätigen Einwirkung auf dasselbe beraubt, bleibt ihm nichts anders übrig, als sich mit dem Archivar zu trösten, den jetzt auch niemand mehr um Belege zu Deductionen anzusprechen begehrt.

Es ist in der That merkwürdig, dass selbst die neuesten Schriftsteller über Bibliothekswissenschaft, Bibliothekare von Profession, keine Ahnung von dieser Veränderung gehabt haben. In unsrer bausüchtigen Zeit, in welcher man den ersten besten, wie im

Fluge ghaschten Einfall als Princip an die Spitze ganzer Wissenschaften zu stellen kein Bedenken trägt, konnte es gar nicht fehlen, dass man nicht auch der Bibliothekswissenschaft durch ein solches Princip die Krone aufsetzen zu müssen glaubte, und dieses Princip glaubte man im schnellen Auffinden entdeckt zu haben, gleich als bestehe die Bibliothekswissenschaft blos aus einer Einrichtungs- und nicht auch aus einer Verwaltungskunde. Es wäre zu wünschen, man hätte diese grosse Weisheit etwas weniger vornehm vorgebracht! War dieses sogenannte Princip schon nach dem frühern Zustande der Bibliothekswissenschaft unzureichend und einseitig, so ist es doch vollends für unsre Zeit völlig armselig und dürftig. Jene Umänderung hat unserm Streben eine weit grössere Ausdehnung gegeben und verbindet mit allen Anforderungen der frühern Zeit neue, vorher ungekannte, indem sie zugleich unsre ganze Selbstverläugnung in Anspruch nimmt. Die Thätigkeit

des Bibliothekars gehört jetzt mehr der Nachwelt an, für welche er treuer und verständiger Depositär seyn muss; sein Verkehr mit der Mitwelt ist grösstentheils ein blos mechanischer. Für die Nachwelt sammle er aus seiner und aus früherer Zeit, was er nach reiflicher und unbefangener Prüfung des Sammelns werth hält, und für sie, d. h. nach Grundsätzen, deren Fortdauer auf die Nachwelt verbürgt ist, ordne er, was er gesammelt hat. Trauern wollen nicht über diese veränderte Stellung. Zwar dürfen wir uns nicht verhehlen, dass ein nicht geringer Muth dazu gehöre, eine Saat auszustreuen und zu pflegen, deren frohe Ernte wir nicht sehen werden, und dass es grosse Selbstverleugnung erfordere, auf eignes Schaffen Verzicht zu leisten, um in stiller Oede nur ein künftiges und fremdes Schaffen mühsam und unbemerkt vorzubereiten; aber eben so wenig lässt es sich verkennen, dass wir eben dadurch eine höhere Stellung erhalten, und dass unser Stre-

ben eine verdienstlichere und uns selbst gnü-
gendere Richtung, unser Wirken einen grö-
ßern und bleibenden Werth gewinnt. Die
Bibliothekare in Deutschland, wo die Lie-
be zu reichen Privatsammlungen immer mehr
abnimmt, werden in demselben Grade im-
mer mehr das Organ zwischen Vor- und
Nachwelt; aber eben damit wächst die
Wichtigkeit ihrer Pflichten und ihre Ver-
bindlichkeit zu einer sorgfältigern Bildung
für ihren Beruf, und darum prüfe sich je-
der, der sich diesem Berufe von Jugend an
und ausschliesslich widmen will, vorher red-
lich und gewissenhaft, ob er leisten könne
und wolle, was ihm hier, wenn auch
nicht buchstäblich durch eine schriftliche
Instruction, doch durch die Bedeutsamkeit
seines Amtes selbst und durch sein inneres
Pflichtgefühl aufgelegt wird.

Die Tauglichkeit zur Erfüllung der be-
sondern und eigenthümlichen Pflichten sei-
nes Berufs gründet sich bei dem Bibliothe-

kar, wie in jedem andern Fache, auf gründliche Vorkenntnisse, und er unterscheidet sich nur darinn von Gelehrten anderer Fächer, dass diese Vorkenntnisse zugleich möglichst umfassend und mannichfaltig seyn müssen. Gründliches Studium der griechischen und lateinischen Sprache darf kein Gelehrter verabsäumen; der Bibliothekar aber muss zugleich die französische, italienische und englische Sprache vollkommen verstehen. In vielleicht weniger als einem halben Jahrhundert wird ihm eine gleiche Kenntniss des Spanischen und Portugiesischen unentbehrlich seyn, und in Hinsicht der übrigen occidentalischen Sprachen muss er sich die Fertigkeit aneignen, mit Hülfe einer guten Grammatik und eines guten Lexikons wenigstens das erste Bedürfniss des Augenblicks nothdürftig zu befriedigen. Orientalische Sprachkunde ist ihm wegen der besondern mit ihrer Aneignung verbundenen Schwierigkeiten und wegen der seltnern Fälle ihres Bedarfs nicht anzumuthen, wiewohl eine

kleine Kenntniss der ohnehin leichten hebräischen Sprache ihm öfters gute Dienste leisten würde. Unerlässlich ist ihm ferner ein ernstes und tiefes Studium der Geschichte — in ihrer höheren Beziehung der Wissenschaft aller Wissenschaften, der Grundlage und der Regel alles wahren Studiums, ja des Lebens selbst — und es ist ihm desto unerlässlicher, je mehr seine ganze Stellung eine historische ist. Wer für die Nachwelt wirken soll, muss (nicht vermessen sei's gesagt!) in gewisser Art über der Mitwelt stehen; er muss, obgleich stets aufmerksam auf alle Erscheinungen in der letztern, nie sich zu nachtretender Einseitigkeit hinziehen und nie durch locale und temporale Neigungen und Ansichten sich den ruhig-prüfenden Blick trüben lassen, und es ist diess desto nothwendiger in einer Zeit, in welcher beinahe alle Wissenschaften in einer Krise sind, die sie von der historischen Bahn weggerissen und auf die hochschlagenden Wogen der Meinungen und stets sich neu

gestaltenden Formen des Tags geschleudert hat. — Einen ganz vorzüglichen Theil dieser vorbereitenden Studien nimmt aber die Literargeschichte und Bibliographie in Anspruch, durch welche beide Wissenschaften das ganze Wirken des Bibliothekars zunächst und in solchem Grade bedingt ist, dass er von beiden eine mehr als gewöhnliche und über das Compendium hinausgehende Kenntniss besitzen muss. Dasselbe gilt in gleichem Grade von der Diplomantik, insofern sie Bücherhandschriften betrifft. Die praktischen Kenntnisse in letzterer Wissenschaft wird er zwar selten vor dem wirklichen Eintritt in seinen Berufskreis sich zu erwerben Gelegenheit haben; aber eine gute theoretische Grundlage muss er nothwendig dahin schon mitbringen. Auch einige Kunstkenntnisse, wenigstens soweit sie die Kupferstecher- und Holzschnidekunst, vorzüglich die Archäologie derselben, betreffen, werden dem Bibliothekar mit jedem Jahre unentbehrlicher. Endlich schliesse er den

Kreis seiner Studien mit der Encyklopädie; nicht etwa, um eitel und selbstgefällig über Alles zu schwatzen, von der Ceder auf dem Libanon an bis auf den Ysop, der an der Wand kreuucht; sondern um sich gleiche Achtung und gleiches Interesse für jedes Fach menschlicher Kenntnisse anzueignen, ohne welche er sich im Sammeln die betrübteste Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen wird, und um sich eine gründliche Kenntniss des Wesens, der Theile, der Grenzen und der mannichfaltigen Berührungspuncte der Wissenschaften zu erwerben, deren er bei dem Geschäft des Ordnen's stündlich bedarf. Von den Fertigkeiten, deren Uebung er nicht unterlassen darf, ist es hier genug, das Gedächtniss zu nennen. Ist ihm schon ein treues und vestes Behalten von Titeln, Namen und Zahlen zur leichtern Führung seines Amtes unentbehrlich, so ist es doch fast noch mehr ein sicheres Localgedächtniss; denn derjenige Bibliothekar, der immer nur seinen Katalog handhaben

muss, um zu finden, was er sucht, ist für-
wahr ein sehr beklagenswerther Mann! Eben
so nothwendig ist ihm die Aneignung einer
saubern, deutlichen und dabei schnellen
Handschrift; ja selbst die Kenntniss und Ue-
bung einiger mechanischen Fertigkeiten ach-
te er nicht unter seiner Würde. Der Biblio-
thekar erspart sich in grossen wie in kleinen
Bibliotheken oft einen lästigen Verzug und
Weiläufigkeiten mancherlei Art, wenn er
gelernt hat, sich selbst zu helfen. Wer we-
gen jedes losen Blatts, wegen jedes schwan-
kenden oder um wenige Zolle zu erhöhen-
den Bretes zu dem Buchbinder oder Tisch-
ler seine Zuflucht zu nehmen genöthigt ist,
wird sich oft mitten in der Arbeit unange-
nehm unterbrochen finden: der übrigen
Nachtheile nicht zu gedenken, welche die
Unkunde solcher Dinge für uns und für
unsre Bibliothek mit sich bringt, da jene
Handwerker unter unsrer Aufsicht und zum
Theil selbst nach unsrer Angabe arbeiten
müssen.

Was ist nun aber mit diesen Kenntnissen und Fertigkeiten gewonnen? Durchaus — und das kann nicht oft genug gesagt werden — weiter nichts, als die Möglichkeit, ein brauchbarer Bibliothekar zu werden. Sie sind bloss Vorkenntnisse, und so wie der Jurist auch mit der gründlichsten akademischen Bildung deshalb noch nicht ein guter juristischer Geschäftsmann, ein wahrer Jurisperitus, ist, so geben jene Kenntnisse auch nichts weiter, als einen wackern und tüchtigen Literator. Dass dieser aber bei allem seinen literarischen Wissen für die eigentliche Geschäftsführung untauglich seyn könne, möchte diess doch endlich mehr beherzigt werden, als es bisher geschehen ist! Noch habe ich keine Lebensbeschreibung eines Bibliothekars gelesen, in welcher nicht berichtet würde, dass er bei Antritt seines Amts die Bibliothek ganz oder theilweise in Unordnung gefunden habe. Nun wird erzählt, was er alles gethan (wenn nemlich die bibliothekarische Thä-

tigkeit des Mannes nur irgend die Berührung dieser Saite gestattet) — und wenn wir von seinem Nachfolger eine Lebensbeschreibung bekommen sollten, so würde sie in den allermeisten Fällen wieder eben so anheben, wie die seines Vorgängers. Wahrlich eine grosse Lehre für Bibliothekare, und zugleich eine ernste Mahnung, doch endlich einmal mit Plan und Zweck zu arbeiten, so wie für die Jüngern, welche sich diesem herrlichen Berufe einst zu widmen gedenken, ein mächtiger Antrieb, sich namentlich und hauptsächlich auch auf die künftige Geschäftsführung würdig vorzubereiten. Auf dem Bureau selbst lässt sich das hierinn Versäumte selten vollständig, und nie ohne entschiednen Nachtheil für die Bibliothek selbst, nachholen.

Diese nähere Vorbereitung auf die bibliothekarische Geschäftsführung darf aber so wenig mit dem Studium der Lehrbücher über Bibliothekswissenschaft, wie wir sie

bis jetzt haben, beginnen, dass vielmehr der Lehrling diese Bücher, als ihm entschieden schädlich, sorgfältig vermeiden muss. In der Bibliothekswissenschaft giebt es zwei gleich gefährliche Abwege: Todte, grobe Mechanik (ordnungs- und regellose Hinstellung der Bücher und vestes Anketten an ein gewisses Bret, ja an eine gewisse Stelle auf diesem Brete *), und überfeine Theorie (spitzfindiges und unpraktisches Systemati-

*) Eine in den ehemaligen süddeutschen Klosterbibliotheken sehr beliebte und (nach Adler) noch jetzt in der Kais. Bibliothek zu Wien statt findende Einrichtung, vermöge welcher jedes Buch mit einer Ziffer oder einem Buchstaben des Schranks und des Bretes und mit einer die Stelle, welche es auf dem Brete einnimmt, anzeigenden Ziffer versehen und in dem Kataloge eingetragen wird. So ist es nun für immer auf seinen Ort genagelt, und alles später Ankommende wird als Appendix in einem neuen Schranke durch einander aufgestellt.

siren). Beide Abwege hat das neueste deutsche Lehrbuch der Bibliothekswissenschaft freundnachbarlich neben einander aufgestellt *), und sucht, indem es beide fortwährend in gleicher Entfernung neben einander fortlaufen lässt, doch eine Verbindung beider zu eröffnen; ein Versuch, der bei aller seiner Vergeblichkeit und seinem innern Widerspruche noch überdiess die unglückselige Folge hat, dass er den unerfahrenen Lehrling nothwendig in die beklagenswertheste Verlegenheit stürzen muss. Darum vermeide er vor der Hand diese Bücher, und

*) Dass Herrn Custos Schrettinger's Lehrbuch trotz der verfehlten Anlage des Ganzen viele einzelne gediegene Goldkörner praktischer Erfahrung in sich fasse, dass ich namentlich seinem Studium viel verdanke und dass ich es bei allen seinen Mängeln für ein jedem Bibliothekar unentbehrliches Buch halte, das gestehe ich hier eben so gern und dankbar, als ich vermuthe, dass der Herr Vf. selbst seit zwölf Jahren über Vieles anders denke.

beschränke sich auf das Studium der technischen Einrichtung guter Kataloge. Vor allen andern sind ihm hier Franckens Bünauischer und Audiffredi's Casanatischer Katalog zu empfehlen; jener als Muster eines Real-, dieser als das eines Nominalkatalogs, beide in ihrer Art unübertroffen, vielleicht selbst unübertrefflich. Hier sieht er, wie Titel copirt werden müssen *); hier gewöhnt er sich an die Genauigkeit, welche der Bibliothekar bei Arbeiten dieser Art bis in das kleinste Detail herab beobachten muss; hier findet er, was und wie für jeden dieser Zwecke extrahirt werden müsse; hier lernt er endlich die Anordnung kennen, welche jede dieser beiden Arten von Katalogen erfordert. Bei diesem Studium mache er mit Audiffredi

*) Doch ist hierinn Francke ein richtigerer Führer als Audiffredi, welcher letztere sich bisweilen erklärende Abänderungen der Titel erlaubt.

den Anfang, und erst nachdem er sich über die Erfordernisse eines Nominalkatalogs, namentlich auch über die bei Eintragung anonymer und pseudonymer Bücher zu befolgenden Grundsätze gründlich unterrichtet hat, gehe er zum Franckischen Realkatalog über. Hat er beide so studirt, dass er aus ihnen die bei ihrer Bearbeitung befolgten Grundsätze zu abstrahiren im Stande ist, so gehe er zu ihrer Vergleichung mit andern Katalogen über, um sich durch den Gegensatz die Vorzüglichkeiten beider Meister erst recht anschaulich zu machen. Vorerst lege er neben Audiffredi den Barberinischen, Bodlejanischen oder den neuen Upsalschen *) Katalog, und er wird nun aus eigener Prüfung einsehen lernen, was das Vorzüglichere sey und warum. Hat er diese Verschiedenheiten auffinden und über ihren Werth

*) Letztern habe ich bibliothekarisch zu würdigen versucht in der Jenaisch. Litt. Zeit. 1817, Ergänzbl. Bd. 2, num. 71.

oder Unwerth ein begründetes Urtheil bilden gelernt, so schreite er zu der schwerern Aufgabe der Vergleichung mehrerer Real- oder (da es dieser nur wenige giebt) anderer wissenschaftlich geordneter Kataloge fort. Hier beginne er mit den deutschen, und prüfe die Kataloge von Sartori (catal. bibl. Theresianae), J. Burch. Mencke, J. Pt. von Ludewig, Euchar. Gli. Rinck (bibliothekarischinteressant!), Fr. C. Conradi, Roloff u. a. an dem Franckischen Kataloge, wobei er namentlich auch den Katalog von E. G. Becker, Dresd. 1773, 8. und den grossen Dresdner Doublettenkatalog von 1775 beachten möge, von denen der erste ganz, und der zweite zum Theil von Franckens Meisterhand ist. Nun nehme er systematische Katalogen anderer Nationen, deren jede ihr eigenes System hat, zur Hand (den Harleyischen, Imperialischen, Pinellischen, Thott'schen, und von französischen vorzüglich den von de Thou, die von Gbr. Martin gefertigten, den der Kön. Pariser Bibliothek und

beide Abtheilungen des Vallière'schen), suche hier das Nationale der Anordnung auf, halte es mit den in Deutschland üblichen Grundsätzen zusammen, und wage es, ein eignes Urtheil darüber zu begründen. Von diesen allgemeineren Katalogen gehe er zu solchen über, welche reiche Sammlungen über besondere einzelne Fächer enthalten (z. B. dem der naturhistorischen Banks'schen Bibliothek von Dryander, den medicinischen von Platner 1748 und Baldinger u. s. w., auch können zu diesem Behufe Literaturen einzelner Wissenschaften gebraucht werden), und untersuche ihre Classificirung. So vorbereitet schreite er nun zu eignen Versuchen fort. Er copire Titel von Büchern über verschiedene, aber specielle Materien, welche in allen diesen Katalogen vorkommen, auf einzelnen Zetteln, mische diese unter einander, ordne sie wieder nach eigener Einsicht, und schlage nun nach, wie diese Bücher in jenen Katalogen eingeordnet

sind *). Hat er sich darinn so lange geübt, bis er selbst speciellere oder in mehr als ein Fach einschlagende Materien gnügend und bequem unterzubringen weiss, so suche er sich nun seiner Grundsätze bei dem Ordnen klar bewusst zu werden und sie in systematischer Folge zu entwickeln, wobei er historisch verfahren, d. h. darauf achten muss, was in der Anordnung jener in- und ausländischen Katalogen (selbst den Franckischen nicht ausgenommen) national oder local oder temporal oder vielleicht selbst individuell war, und mithin zu einer andern Zeit oder an einem andern Orte der Ver-

*) Ja nicht gleich nach der buchstäblichen Besagung des Titels einzuordnen, z. B. etwa Wolfs Museum der Alterthumswissenschaft unter die Antiquitäten, Thomae Cantipratensis bonum universale de proprietatibus apum unter die Schriftsteller von den Bienen, oder etwa gar des Dormi secure unter die Diätetik.

änderlichkeit unterworfen seyn würde. Dieses letztere muss er, dem es um die Gewinnung einer festen, möglichst unveränderlichen und allgemeinen Norm zu thun ist, nach Kräften vermeiden; obwohl in gewissen Abtheilungen der Wissenschaften stets eine nationale Verschiedenheit bleiben wird, und z. B. die Franzosen sich nie die Classe der sciences et arts werden nehmen lassen. Es wäre immer genug gewonnen, wenn nur wenigstens die deutschen Bibliothekare über ein allgemein annehmbares System übereinkommen wollten. Wie die Sachen jetzt stehen, hat jede deutsche Bibliothek ihre eigene, bald gute, bald schlechte Ordnung und kein Bibliothekar kann sich in der Bibliothek des Andern finden. Auch kann billiger Weise an eine Uebereinkunft dieser Art nicht gedacht werden, so lange jede Bibliothek der andern ein blos a priori und auf rein-wissenschaftlichem Wege gewonnenes System entgegenstellt; sollte aber nicht vielleicht auf dem praktischen Wege eine Ver-

einigung leichter zu bewirken seyn? Wenn wir den jetzigen historischen Charakter der Bibliotheken ins Auge fassen und den Umstand wohl beherzigen, dass sie nicht mehr, wie ehemals, Institute sind, deren Bestimmung es ist, zunächst und unmittelbar in das heute bestehende Leben einzugreifen, wie z. B. Schulen und Universitäten, sondern dass sie jetzt zu wissenschaftlichen Archiven für künftige Geschlechter geworden sind, so ergibt es sich von selbst, dass ihre Einrichtung nicht durch die eben bestehenden Ansichten des Tags bedingt und geregelt sondern so beschaffen seyn müsse, dass auch bei veränderten Systemen noch unsre Nachkommen hier Alles leicht finden und unsern Plan fortführen können. Dahin aber können wir es durch Beobachtung folgender Grundsätze bringen: 1) Alles ist, soviel möglich, auf historische Eintheilungsgründe zu beziehen, weil diese dem Leben so nahe verwandt sind, dass sie, selbst veraltet, sich weit treuer und leichter im Gedäch-

nisse aufbewahren lassen, als veraltete encyclopädische und systematische Ansichten.

2) Alle idealen, künstlichen und zu abstracten Eintheilungen vermeide man sorgfältig, und bringe im Gegentheil das Praktisch-Homogene so nahe zusammen, als möglich. Hier eben liegt der Unterschied zwischen dem philosophischen und bibliothekarischen Systematisiren. In jenem sieht man die einzelnen Theile des zusammengesetzten Baues der menschlichen Kenntnisse zerlegt, zergliedert und analysirt und die Fugen und das Gerüst offen; in diesem erscheinen sie näher zusammengestellt, vereinigt und in der Verbindung, worinn sie im Leben und zur allgemeinen Oekonomie des Ganzen wirken. Dieses Anknüpfen an das Leben und an dessen Verhältnisse, Beziehungen und Verwandtschaften liegt ja recht eigentlich im Wesen dieser Anstalten, welche zuletzt doch immer für das Leben (sey es auch grade nicht das heutige) und dessen Forderungen bestimmt sind. 5) Aber bei dieser Ac-

commodation und Annäherung an das Leben lasse man sich nicht zu tief zu bloß temporellen oder individuellen Ansichten herab. Die frühere Zeit (so noch Francke) wusste für die Aegyptische Hieroglyphik keinen andern Ort, als in dem Capitel von den Abkürzungszeichen der Alten; die Neuern möchten wohl geneigt seyn, ihr einen um vieles höhern Rang anzuweisen und einen Grad der Bedeutsamkeit zuzugestehen, welcher vielleicht jenem ältern Zuwenig als ein entgegengesetztes Zuviel gegenüber steht. Ebenso sucht der Jurist oft ein Buch an einem ganz andern Orte, als wo dasselbe der Philosoph, Historiker oder Philolog suchen. Für solche Fälle muss sich mithin der Bibliothekar einen Standpunkt wählen, welcher allen Parteien möglichst nahe ist.

4) Man wolle eben so wenig zuviel, als zuwenig, ordnen. Die Grenze des bibliothekarischen Systems ist bald und leicht überschritten, und wir zertrümmern unsern eignen Bau, sobald wir uns in das Feld der

philosophischen Systematik verirren. Aber eben so wenig dürfen wir kleinmüthig ein Buch nach dem andern den Miscellanschränken zutragen. Wie vieles steht nicht in den meisten Bibliotheken unter dieser Rubrik, was sich anderwärts, z. B. in der Cultur- und Sittengeschichte (einer bis jetzt fast bei allen Bibliotheksordnungen vernachlässigten Classe) sehr bequem unterbringen liesse. 5) Nicht die Form, sondern der Inhalt entscheide bei dem Ordnen. Viele Bibliothekare ordnen mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit alle epistolas, wenn sie auch nur einen einzigen Gegenstand betreffen und nichts briefmässiges an sich haben, als die Anrede und den Schluss, unter die epistolographos ein. Die Form ist oft so ausserwesentlich, und, als Form betrachtet, von so geringem Werthe, dass man den meisten Büchern, wenn man sie unter diesem Gesichtspunkte einordnen wollte, grosses Unrecht thun würde. Daher ist es auch besser, die speciellen Reisebeschreibungen nicht einzeln für sich, sondern

gleich unter die übrigen geographischen, statistischen und historischen Schriften über jedes Land zu stellen. Es giebt Beschreibungen wirklicher Reisen, welche nicht in der gewöhnlichen Form der Reisebeschreibung, d. h. nicht in Tagebuchsform, abgefasst sind, und dagegen Bücher, welche zwar den Titel einer Reisebeschreibung führen, aber nichts als eine fortlaufende und in bestimmte Rubriken getheilte Beschreibung des Landes enthalten (ein Beispiel von dem ersten Falle s. in Beckmanns Literatur der Reisebeschreibungen I, 114). Warum hier sich in kleinlichen, nicht nur zu nichts führenden, sondern sogar die leichte Einordnung, Auffindung und Uebersicht der Bücher erschwerenden Distinctionen verlieren? 6) Mit Freiheit im Ordnen verbinde man strenges Vermeiden aller Willkürlichkeit. Keine Localität oder anderer zufälliger Grund hindre uns in standhafter Durchführung unsers Plans, damit nicht unsre Arbeit durch das etwanige künftige Wegfallen dieser Schwierigkeiten oder durch ein neues Lo-

cal ganz oder theilweise unbrauchbar werde. Ueberhaupt sind von zehn Klagen über ungünstige Locale in der Regel acht ungerecht und oft blos in der Bequemlichkeitsliebe des Bibliothekars begründet, welche sich mit Umstellungsversuchen zu befassen scheut; und mancher unnöthige und kostspielige Bau hätte vermieden werden können, wenn der Bibliothekar gehörige Kenntniss seines Terrains gehabt hätte. Aber diese Unabhängigkeit von äussern Einwirkungen bei dem Ordnen darf auch wieder nicht in Willkühr ausarten. Der ordnende Bibliothekar muss mit consequenter Strenge befolgen, was er selbst als Gesetz anerkannt hat: sonst gäbe es keine Bibliothekswissenschaft. Denis Grundsatz (*Bibliographie* I, 259): *A potiori fit denominatio*, ist hier durchaus verwerflich. Jeder Bibliothekar hat, wie jeder Gelehrte, ein *potius*, und was soll endlich aus allen den *potioribus* werden?

Nach dieser allgemeinem Vorbereitung auf das bibliothekarische Geschäftsleben gehe

nun der Lehrling noch besonders in einige einzelne Gegenstände ein, und lerne aus guten Mustern, wie Incunabeln, Kupferstich - oder Holzschnittwerke oder vorzügliche Exemplare angegeben und beschrieben werden müssen, und verbinde damit eigne Uebungen. Hier ist ihm aber durchaus zu empfehlen, sich lediglich an französische und englische Werke zu halten, als welche in Allem, was sich auf materielle Bibliographie bezieht, unsre Lehrer seyn müssen. Deutsche Bücher und Kataloge sind zu diesem Behufe so unzureichend, dass es sogar noch Viele giebt, welche ein *exemplaire imprimé sur vélin* oder die vellum-books der Engländer für Exemplare auf Velinpapier halten. Auch wird er wohl thun, sich bei dieser Gelegenheit gleich die bibliographische Kunstsprache der Franzosen, Engländer und Italiener bekannt zu machen, und z. B. zu lernen, dass *réclames*, *richiami* und *catchwords* unsre Custoden, *pontuseaux* die Wassermarke oder die im Papier befindlichen Linien, *proof impressions* erste Abdrü-

cke, block-books pylographische Drucke, blockletter-type gothische Buchstaben sind; dass das registre der Franzosen weder ein Inhaltsverzeichniss noch ein alphabetisches Register (beide heissen bei ihnen schlechtweg table) sondern das Lagenregister (registrum chartarum) alter Drucke sey; dass die lettres rondes bald den lettres gothiques entgegengesetzt werden, und dann runde oder sogenannte römische Schrift bedeuten, bald aber auch den Gegensatz zu den lettres italiques (Cursiv) bilden und dann unserm Antiqua entsprechen u. s. w. Auch mache er sich vorläufig mit den Bandini'schen Manuscriptenkatalogen bekannt, welche in ihrer Art musterhaft und ein würdiges Seitenstück zu Francke und Audiffredi sind. Hierauf gehe er an grössere und freiere Versuche in der Consignirung und Anordnung seines eignen Büchervorraths oder anderer Privatsammlungen. Er wird hier finden, dass die Verschiedenheit der Formate es hindere, die Bücher genau in derselben Ordnung aufzustel-

len, in welcher sie in einem wohlgeordneten Kataloge aufgeführt werden müssen, und es wird ihm das Bedürfniss besonderer Standortsrepertorien oder Localkataloge fühlbar werden. Nur lasse er sich nicht durch einige Stimmen zu der Meinung verleiten, als müsse der Aufstellung wieder ein ganz anderes System zum Grunde liegen, als dasjenige, welches bei der Redaction des Katalogs befolgt worden ist. Der ganze Unterschied ist der, dass er dasselbe System (nur etwa mit einigen kleinen auf das leichtere Auffinden berechneten Modificationen) in jedem Formate besonders durchzuführen hat, wobei es vollkommen hinreichend ist, wenn er nur drei Formate annimmt und das Octav von den kleinern und zum Theil (namentlich bei französischen Büchern) sich nicht sehr unterscheidenden Formaten nicht weiter besonders trennt. Das Wesentlichste, was man gegen die geordnete Aufstellung jener ersten Bedingung eines echten Localgedächtnisses, vorzubringen ver-

mocht hat, war von der Schwierigkeit der Einschaltungsbezeichnung später hinzugekommener Bücher hergenommen. Die ausführliche Widerlegung der einzelnen Gegengründe kann hier nicht Raum finden; doch ist die Sache in neuerer Zeit zu heftig bestritten und dadurch einer der wichtigsten Theile der Bibliothekeneinrichtungskunde zu sehr gefährdet worden (zumal da man statt jener sogenannten „erbärmlichen Flickmethode“ nichts weiter als einen wahrhaftig sehr un erfreulichen und groben Mechanismus hat bieten können), als dass hier nicht einige auf amtlicher Erfahrung begründete Vorschriften dem Anfänger willkommen seyn dürften. Zunächst ist zwischen einer grossen und kleinen Bibliothek wohl zu unterscheiden. Eine kleine mithin an Fond arme Bibliothek macht auch keine grossen Ankäufe, und erfordert folglich nicht so oft Einschaltung durch Buchstaben, dass diese in Kurzem nicht mehr zureichten. Wird ihr aber durch

Schenkung eine bedeutende Bibliothek einverleibt, so findet diess Einschalten gar nicht statt, weil dann ohnedem die Kataloge der Fächer, welche durch diese Vermehrung vorzüglich anwachsen, umgeschrieben oder vielleicht gar der Bibliotheksplan hier und da erweitert werden muss, wobei eine völlig neue Numerirung dieser Fächer unvermeidlich ist. Bei einer grossen und reich dotirten Bibliothek hingegen vertheilt sich der Zuwachs eben deswegen, weil mehrentheils schon Bücher über denselben Gegenstand vorhanden sind, so sehr hin und wieder, dass er sich in keinem einzelnen Fache zu sehr anhäuft, und für den Fall, dass bisweilen ein gewisser Gegenstand von alten Seiten her besprochen wird (Mnemonik, Galls Theorie, Magnetismus, und vorzüglich die neueste politische Geschichte), darf der Bibliothekar nur nach folgenden Grundsätzen verfahren: 1) Jedes Werk, aus wievielen Bänden es auch bestehe, erhält nur

Eine Ziffer. 2) Zum Einschalten wird blos das kleine lateinische Alphabet genommen, und alle Alphabete anderer Sprachen, algebraische und arithmetische Brüche, und vor allen Dingen willkührliche und keine Rangordnung habende Zeichen (z. B. * und †, wie in französischen und holländischen Katalogen) durchaus vermieden. 3) Man hüte sich vor unnöthiger Verdoppelung der Einschaltungsbuchstaben. Es giebt Bibliothekare, welche, wenn sie bis f oder g gekommen sind, mit aa, bb wieder anfangen, und lieber aaaa als z schreiben, wodurch sie sich nicht nur die Möglichkeit des Einschaltens zwischen schon eingeschaltete Bücher gänzlich benehmen, sondern sich auch überhaupt in der Einschaltungsbezeichnung bald erschöpfen. 4) Gewöhnlich wird, wenn man zwischen zwei schon durch Buchstaben eingeschaltete Bücher ein neues Buch einschalten will, der zur Ziffer des vorhergehenden Buchs gesetzte Buchstabe verdoppelt, verdreifacht u. s. w. Da sich nun der Buchstabe, wenn

nicht Verwirrung entstehen soll, aufs allerhöchste verfünffachen lässt, so ist es (auch abgesehen von dem Uebelstande dieser Vervielfachung) wohl möglich, dass man nicht ausreicht, wenn über einen Gegenstand in Kurzem viel erscheint, weil sich dann zwischen 13 a und 13 b nur noch vier Bücher einschalten lassen. Dafür habe ich auf der Bibliothek, an welcher ich zu stehen das Glück habe, eine andre Einschaltungsbezeichnung eingeführt, welche durch folgendes Beispiel deutlich wird.

Gewöhnlich nemlich schaltet man so ein:

13 a, 13 aa, 13 aaa, 13 aaaa, 13 aaaaa.

13 b, 13 bb, 13 bbb, 13 bbbb, 13 bbbbbb.

13 c u. s. w.

Ich hingegen schalte so ein:

13 a, 13 aa, 13 ab, 13 ac, 13 ad u. s. w.

bis 13 az.

13b, 13ba, 13bb, 13bc, 13bd u. s. w.
bis 13bz.

13c, 13ca, 13cb u. s. w.

So kann ich, ohne mehr als zwei Buchstaben zu brauchen und auf eine jedem sogleich verständliche und in keinem Falle die mindeste Verwirrung veranlassende Art, zwischen 13a und 13b fünf und zwanzig, mithin zwischen 13 und 14 nicht weniger als 625 Bücher einschalten; ein Fall, der auch bei einer aufs stärkste vermehrten Bibliothek nie eintreten kann. Das Einschalten weiter treiben und etwa noch 13ab und 13ac einschalten zu wollen, wäre unnütz, da das Homogene auf diese Art ohnediess schon nahe genug zusammen kommt.

Aufmerksame Lectüre von Bibliotheksbeschreibungen und fleissige Besuche der Bibliothek seines Ortes sey endlich der Schlussstein der vorbereitenden bibliothekarischen Bildung dessen, von dem wir spre-

chen. Hier beachte er vorzüglich die Aufstellung der Bücher und die dabei vorkommenden Nebendinge, und übe sein Auge, die möglichst vortheilhafte Benutzung eines gegebenen Locals zu berechnen. Und nun bewerbe er sich getrost um eine Gelegenheit zum Wirken im grössern Kreise; den so vorbereiteten wird jede einsichtsvolle Bibliotheksbehörde mit Güte hören, jeder seinen Beruf selbst achtender Bibliothekar mit wahrer collegialischer Freude an seiner Seite sehen.

Ist ihm der ersehnte Wirkungskreis endlich eröffnet, so mache er sich vorerst mit dem wirklichen und gegenwärtigen Zustande und der Einrichtung seiner Bibliothek auf das genaueste bekannt, und übe sich in den kleinen täglichen Arbeiten des eigentlichen Expedirens gehörig ein. Darauf folge ein sorgfältiges Studium der Geschichte und frühern Einrichtungen der Bibliothek. Er studire zu dem Ende das Archiv dersel-

ben, oder sey in dessen Ermangelung auf Anlegung eines solchen bedacht; er untersuche die alten ausser Cours gesetzten Kataloge und sei auf ihre Abweichungen von der jetzigen Einrichtung, welche oft zur Erläuterung der letztern dienen, aufmerksam; er mache sich die Handschrift seiner Vorfahren und aller Personen, welche auf irgend eine Art in einer Beziehung zu seiner Bibliothek gestanden haben (z. B. früherer Besitzer angekaufter Bibliotheken), bekannt; er lerne aus äussern Merkmalen (ältern Standortsbezeichnungen, Bibliothekszeichen oder Handschrift früherer Besitzer, gewissen Einbänden oder Eigenheiten derselben) die Bibliothek bis in ihre einzelnsten Theile so genau kennen, dass er selbst zu unterscheiden vermöge, aus welcher Acquisition dieses oder jenes Buch herstamme u. s. w. *) Wie kleinlich manchem diese

*) So beweist Chardon de la Rochette in sei-

Vorschriften erscheinen könnten, so ist ihre Beobachtung doch von grösserer Wichtigkeit als man glaubt. Nur so erlangt der

nen mélanges I, 283, dass gewisse handschriftliche Scholien zur Anthologie, welche sich in einem Exemplare der Königl. Bibliothek zu Paris befinden, nicht von Biset seyn können, weil einige vom Buchbinder weggeschnitten sind, der Einband aber aus Heinrichs II. Zeit, mithin aus den Jahren 1549—59 sey, wo Biset noch ganz jung war. Daher ist die historische Angabe der verschiedenen Einbände in der Kön. Bibliothek zu Paris im *essai historique sur la bibl. du roi* S. 262 ff. sehr verdienstlich. So hat auch Engel durch ungenaue Angaben in seinem Kataloge Panzern manchmal zu schaffen gemacht (vgl. *deutsche Annal.* I, 122, num. 157), auch sind seine Angaben in viele andre bibliographische Werke übergegangen. Die daraus entstandenen Fehler lassen sich nur verbessern, wenn man die Engelschen Exemplare in der Dresdner Bibliothek zu erkennen vermag. Vgl. auch mein bibliographisches Lexikon unter *Apulejus*, num. 874. *Burley*, num. 3182.

Bibliothekar die wahre rechte Vertrautheit mit seiner Anstalt und lernt sich in ihr heimisch fühlen; nur so erwirbt er sich ein echtes und ihn nie verlassendes Localgedächtniss und eine Menge einzelner Notizen, die ihn zur gnügenden Führung seines Amtes immer geschickter machen und ihm jenen praktischen Sinn und Blick geben, welcher leitend, bindend und mittelnd über jenen verschiedenen Kenntnissen und Fertigkeiten waltet, und ohne den kein wahres und ergiebiges Geschäftsleben möglich ist; nur so verwahrt er sich endlich am sichersten vor der ungestümen Aenderung- und Neuerungssucht welche, wenn irgendwo, so gewiss auf Bibliotheken am allernachtheiligsten ist. Im Gegentheile arbeite er vor der Hand unter der Aufsicht und nach dem Rathe seiner früher angestellten Collegen, ohne auch nur einen Schritt aus dem hergebrachten Geschäftsgleise zu weichen. Ein besondres Studium widme er ferner der Aufstellung seiner Bibliothek, lerne sein

Local durch fleissige und sorgfältige Messungen genau kennen, bemerke sich zu künftiger Beachtung diejenigen Schränke oder Säle, welche noch nicht fruchtbar und bequem genug benutzt sind, und gewöhne sich, diejenigen wissenschaftlichen Fächer zu unterscheiden, welche sich durch Eigenheiten der Formate vor andern auszeichnen. Bibelausgaben, Kirchenväter, Concilien und scholastische Theologie erfordern mehr Foliantenfächer und fast gar keine Octavfächer: Schöne Wissenschaften; Dramaturgie und einige andere mehr in neuerer Zeit bearbeitete Wissenschaften sind in der Regel mit einem einzigen Foliantenfache hinreichend ausgestattet, und verlangen dagegen grössern Raum für die kleinern Formate. Alterthümer, Naturgeschichte, plastische Künste und Baukunst brauchen vorzüglich grosse Foliantenfächer. In andern Wissenschaften, z. B. der Geschichte, stehen die Formate in einem sehr gleichmässigen Verhältnisse, und namentlich haben in den Ausgaben

classischer Schriftsteller die frühern Drucker für Folio, die Holländer für Quart und die übrigen Nationen für die kleinern Formate so gut gesorgt, dass ihre Aufstellung nirgends grosse Schwierigkeiten haben wird. Diese Kenntnisse werden für den Bibliothekar bei Umstellungen von grossem Nutzen seyn. Wieviel durch diese Umstellungen, wenn nur mit Gewandheit und Unverdrossenheit dabei verfahren wird, gewonnen werden könne, lehrt die Erfahrung. Sie sind eine wahre Goldgrube in Fällen, wo es an Raum und Bequemlichkeit mangelt, und es würde oft unerklärlich seyn, wie auf demselben Raume soviel Bücher mehr oder wenigstens dieselbe Anzahl soviel besser aufgestellt werden können, wenn es nicht der Augenschein lehrte. Nur muss bei solchen Versuchen der Bibliothekar die Bücher mit einer gewissen Fertigkeit zu behandeln wissen, damit sie, ohne dass er deshalb weniger schnell arbeite, nicht Schaden leiden, und er darf bisweilen die Mü-

he nicht scheuen, einen Schrank oder selbst einen ganzen Saal zwei, drei oder mehreremale umzustellen, bis er endlich seine Absicht erreicht hat. Aus beiden Gründen ist es aber zugleich nöthig, dass er die Hauptarbeit selbst verrichte und die Dienste seiner Aufwärter nur in einzelnen Fällen in Anspruch nehme. Hat er auf diese Art seine Umgebungen nach allen ihren Beziehungen kennen gelernt, so wähle er jetzt erst zum Gegenstande seiner Privatstudien die ältesten wie die neuesten Anweisungen zur Bibliothekswissenschaft, und nun wird Praxis und Theorie in ihm einen Kampf beginnen, der nicht anders als höchst erfreulich für ihn und für seinen Wirkungskreis endigen kann. Von nun an ist er dem Unterrichte entwachsen und sich selbst Regel und Vorschrift, und jetzt darf er es mit vollem Rechte wagen, den Faden aufzunehmen und selbstthätig da fortzufahren, wo sein Amtsvorfahr endigte. Doch können wir nicht von ihm scheiden, ohne ihn noch mit

einigen Wünschen in sein Amt gewissermaßen einzuweisen. Der erste betrifft die Planmässigkeit seiner Arbeiten, welche durch das Führen eines besondern amtlichen Privatdiariums sehr befördert wird. Wer seine Bibliothek auf die erwähnte Art kennen gelernt hat, dem wird es nicht schwer fallen, sich für seine successiven Arbeiten einen bestimmten Plan zu entwerfen, in welchem er auch das Einzelne gehörigen Orts nachträgt, was sich ihm zufällig als der Verbesserung bedürftig darbietet. So wie es seine Pflicht ist, keinen Tag sein Bureau zu betreten, ohne sich dessen klar bewusst zu seyn, was er heute zu arbeiten gedenke, so ist es nicht minder nothwendig, am Schlusse jedes Tages oder doch jeder Woche zu bemerken, wie weit er in der Ausführung seines Planes vorgeschritten sey. Jener Plan und dieses Diarium werden für seinen einstigen Nachfolger kostbare Schätze seyn, und letzterer nur so sich im Stande befinden, genau da und in demselben Gei-

ste fortzufahren, wo sein Vorfahr stehen blieb. Wie viele mit grossen Aufopferungen aller Art begonnene Arbeiten würden vollendet, wie viele vergebliche Bemühungen erspart worden seyn, wenn jede Bibliothek dergleichen handschriftliche Nachweisungen in ihrem Archive aufzuweisen hätte! Ferner gehe er bei ganzen oder theilweisen Umarbeitungen nicht gleich mit selbstgefälligen und ungünstigen Vorurtheilen an Schöpfungen früherer Zeiten. Die guten Seiten derselben suche er sorgfältig auf, und versuche, ob nicht ihre Mängel ohne Veränderung des Ganzen gehoben werden können; muss aber durchaus eine Hauptreform vorgenommen werden, so entwerfe er sich einen detaillirten und wohl überdachten Plan, nach welchem die Umarbeitung fachweise geschehen und der nicht unmittelbar in Arbeit genommene Theil vor der Hand immer noch gangbar bleiben kann. Eine Bibliothek, welche früher schon eine gewisse Ordnung hatte, darf auch während

der durchgreifendsten Umarbeitung keinen Tag ganz unzugänglich seyn. Besondere Aufmerksamkeit widme auch der Bibliothekar der Untersuchung, ob er Anlage zur bibliothekarischen Heuristik habe. Freilich wohl ist sie in demselben Maasse Geschenk der Natur, als sie durch gründliches und umfassendes Studium unser eignes Erwerbniß wird. Aehnlichkeiten lassen sich nicht finden, wenn man nicht eine Menge vergleichbarer Dinge kennt; Reminiscenzen kann man nicht haben, wenn man nicht dem Gedächtnisse etwas, dessen man sich erinnern könne, anvertraut hat. Bis hierher geht unsere eigne Thätigkeit. Aber diese Reminiscenzen da, wo man ihrer bedarf, hervorzurufen, diese Vergleichen mit scharfem und das Wesentliche sogleich unterscheidenden und heraushebenden Blicke anzustellen, das ist, wie sehr beide Thätigkeiten auch durch Uebung weiter ausgebildet werden können, lediglich Gabe der gütigen Natur. Aufforderung und Veranlassung zur Ue-

lung dieser Fähigkeit werden wir immer finden, wie gering auch die Bändezahl der Bibliothek sey, der wir vorstehen. Bringt uns auch kein codex rescriptus in den Fall, Knittel's und Angelo Mai's freudige Erfahrungen zu machen, so können wir doch vielleicht aus dem Wuste unscheinbarer Papiere einen Lessing'schen Berengarius retten, oder den Drucker einer bisher unentzifferten Incunabel entdecken, oder in einer alten Bibel oder einem Eber'schen calendarium wichtige Familiennachrichten finden, oder aus einem alten Einbände Bruchstücke alter Handschriften oder unbekannter Drucke hervorziehen. Und giebt im äussersten Falle nicht noch das gehaltloseste Manuscript eine Gelegenheit zur nähern Bestimmung irgend eines diplomatischen Lehrsatzes, das entschieden schlechteste Buch einen Beitrag zum Jöcher oder zur Buchdruckergeschichte oder endlich zur Geschichte der Buchbindekunst? In der That bewähren sich im bibliothekarischen Kreise recht eigentlich

die Worte: Suchet, so werdet ihr finden. Darum aber sey auch der Bibliothekar ein hundertäugiger Argus, spähe bald mit bald ohne Absicht (denn auch das absichtslose Suchen lehrt Treffliches finden) alle Theile seiner Bibliothek durch, und zeichne sich fleissig auf, was er von diesen Wanderungen mit zurück bringt. Ohne Ertrag wird er nie zurückkommen, die Bibliothek sey so klein, als sie wolle.

Die moralischen Eigenschaften des Bibliothekars liegen ausserhalb der Grenzen einer Anweisung dieser Art; doch möge es verstattet seyn, einige derselben in so fern zu berühren, als sie auf die Geschäftsführung Einfluss haben. Eine der ersten, wo nicht selbst die erste, ist strenge Ordnungsliebe bis ins Einzelne herab, welche sich namentlich auch in steter Rücksicht auf die Möglichkeit eines schnellen oder unerwarteten Todesfalles oder auf die Abnahme oder zufällige Untreue des Gedächtnisses zeigen muss. Keine Notiz, welche das Wohl der

Anstalt betrifft, trage der Bibliothekar bloß im Gedächtnisse mit sich herum, sondern zeichne alles dahin Gehörige fleissig auf und bewahre es sorgfältig an einem Orte, wo es seinem Nachfolger nicht entgehen kann. Zugleich aber vergeude er seine so vielfach in Anspruch genommene Zeit nicht mit Pedantereien, deren Beobachtung zur Erhaltung der Ordnung nicht wesentlich beiträgt, als da sind das Tabellen- und Linienwesen mehrerer Bibliotheken und die Anfüllung der Kataloge mit (in der Regel sehr flachen) biographischen oder bibliographischen Notizen, welche dahin auf keine Weise gehören. Mit derselben Gewissenhaftigkeit lasse er sich ferner die Erhaltung des guten Rufs seiner Anstalt — ihr Ruhm ist der seinige — angelegen seyn. Als treuen Beobachter dieser Pflicht bewährt er sich nicht etwa durch Posaumentöne, übertriebne Lobpreisungen oder hyperbolische Angaben der Bändezahl (beantwortete doch einst ein Pariser Bibliothekar Holberg's Frage nach

dieser sehr treffend: pauperis est numerare gregem), sondern durch eine sich selbst aufopfernde Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, durch verständige und discrete Bekanntmachung und dadurch bewirkte grössere Zugänglichkeit und Nutzbarkeit der ihm anvertrauten Schätze, aber zugleich in demselben Grade durch unerschrocknen Ernst gegen Personen, welche in ihrem Dünkel vermeinen, der Bibliothekar müsse ihnen nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Beruf und seine Bibliothek aufopfern. Vorsteher grosser Bibliotheken haben nur zu viele Gelegenheit, betrübte Erfahrungen von der äussersten Nachlässigkeit, Indiscretion, Wortbrüchigkeit, ja bisweilen sogar Unredlichkeit der Entlehner zu machen, und es ist daher desto nöthiger, dass sie ohne Menschenscheu über der Beobachtung der Gesetze ihrer Anstalt wachen, und, ohne deshalb in kleinliche Aengstlichkeit zu verfallen, sich stets die wachsamste Vorsicht empfohlen seyn lassen. Der Bibliothekar, wel-

cher sich hier Fahrlässigkeit oder gar Con-
nivenz zu Schulden kommen lässt, versün-
digt sich schwer an der Nachwelt. Endlich
aber möge eine nicht minder wichtige und
doch nur zu oft vermisste moralische Eigen-
schaft des Bibliothekars hier Erwähnung
finden — es ist die der literarischen Selbst-
verläugnung und Uneigennützigkeit. Anstel-
lungen an Bibliotheken werden gewöhnlich
nur wegen des freiern und bequemern Ge-
brauchs derselben gesucht, aber es ist end-
lich einmal Zeit, diesem egoistischen Miss-
brauche kräftig zu steuern, wenn das deut-
sche Bibliothekenwesen mit Ehren bestehen
soll. Man bedarf gar keiner besondern
Kenntniss des Fachs, um einzusehen, dass
der Bibliothekar, wenn er den mannichfal-
tigen Pflichten seines Berufs nur mittelmäs-
sig entsprechen wolle, sich auf keine Wei-
se mit Abwartung der Stunden begnügen
dürfe, in denen die Anstalt zum allgemeinen
Gebrauch geöffnet ist. Dem eigentlichen
und wichtigsten Theile seiner Arbeiten muss

er diejenigen Stunden widmen, in welchen er darauf rechnen kann, in seiner Bibliothek allein und ungestört zu seyn, und in dieser Zeit sind alle die obenerwähnten Vorrichtungen und Vorbereitungen auf seine eigentlichen Arbeiten so wie die durch sein Amt verursachte Correspondenz nicht mit inbegriffen, für welche er wieder andere Stunden wählen muss. So bleibt dem gewissenhaften Bibliothekar nur noch nothdürftig diejenige Zeit übrig, deren er zur unentbehrlichen Fortsetzung seiner so mannichfaltigen Studien bedarf, und er kann nebenbei an keine eigenen literarischen Arbeiten denken, wenn er seinem nach solcher Anstrengung erschöpften Körper nicht noch die letzten Erholungstunden abzurechnen gesonnen oder gezwungen ist. Sein Wahlspruch muss seyn: *aliis inserviendo consumor*; nicht für sich, sondern für andre muss er arbeiten und willig muss er sich selbst Genüsse versagen, die er andern bereitet. So gilt es denn auch vom Bibliothe-

kar: non fit sed nascitur; denn nur eine besondere und ganz eigenthümliche Liebe für sein Fach und seinen Arbeitskreis als solchen kann ihn ermuthigen, die Opfer zu bringen, die er wirklich bringt. Seine Bildung muss eine vielseitige, darum aber nicht weniger gründliche seyn; seine literarische Theilnahme muss sich nach allen Seiten hin gleich weit erstrecken, ohne dass er seine Kraft auf Einen Punct concentriren und Einen Gegenstand mit besonderer Liebe umfassen darf; seine Thätigkeit wird durch die grösste Mannichfaltigkeit zersplittert, und dennoch muss er selbst [den einzelnen Arbeiten einen ausdauernden Fleiss und eine Genauigkeit widmen, welche an Mikrologie grenzt; täglich wird er durch das Behandeln der mannichfaltigsten Gegenstände zerstreut, und doch bedarf niemand mehr eines klaren Bewusstseyns und eines in jedem Augenblicke ihm sicher zu Gebote stehenden Gedächtnisses, als eben er; endlich kündet sich sein ganzes mit so vielen

Anstrengungen und Aufopferungen verbundenes Wirken nie laut an, sondern bleibt in den engen Grenzen des stillen Heiligthums seiner Bibliothek ungekannt verborgen, und während der weit bequemeren und genussreicheren Thätigkeit Anderer ein glänzender und rauschender Beifall und Anerkennung zu Theil wird, muss er im erhebenden aber stillen Gefühl der gethanen Pflicht den einzigen Lohn seiner Arbeit finden — ein Lohn, der ihm noch überdiess dadurch sehr verkümmert wird, dass er bei dem weiten Umfange seines Wirkens nie im Stande ist, sich selbst zu gnügen, und selbst nach dem Gelingen der schwersten Arbeiten nur immer wieder andere vor sich sieht, welche dieselben Anstrengungen und Aufopferungen fordern. Wer nach reiflicher Erwägung dieser Pflichten und nach gewissenhafter Prüfung seiner selbst dennoch sich fähig findet, dem bibliothekarischen Berufe mit Eifer und Liebe sich zu widmen, der gehe muthig und freudig an sein schweres, aber herrli-

ches Werk; fern aber mögen von jeder Bibliothek stets jene Miethlinge bleiben, die nur den eignen Vortheil, den eignen Genuss suchen. Oder haben wir nicht schon, wohin wir nur sehen, des Egoismus genug in unsrer Zeit, und sollen die von unsern Vätern für den allgemeinen Gebrauch gegründeten Anstalten einen Zweck verlieren, ohne welchen sie selbst und alle auf sie verwendeten Kosten und Arbeiten völlig entbehrlich und überflüssig sind?

Und nun möge es zuletzt noch verstatet seyn, den Behörden, welchen die oberste Leitung öffentlicher Bibliotheken obliegt, einige bescheidene Wünsche und Bitten vorzutragen. Keinem sich und seinen Beruf achtenden Bibliothekar kann es gleichgültig seyn, wenn er sieht, wie viel bisher bei der Besetzung der Bibliothekariate dem blossen Zufalle überlassen wurde. Der Besetzung der gemeinsten und unbedeutendsten Aemter des gewöhnlichen Lebens geht eine Prü-

fung oder doch die Forderung einer beglaubigten Nachweisung früherer Vorbereitung voraus; nur das Amt eines Bibliothekars ist bisher ohne alle Prüfung vergeben — ja wohl oft gradezu als eine bequeme Sinecurastelle fügsamer Gesellschafter oder als eine milde Versorgung verunglückter Erziehungskünstler ertheilt worden. Eben diess ist die vorzüglichste Ursache, warum unsre deutschen Bibliotheken bisher weit weniger geleistet haben, als sie billig und nothwendig hätten leisten sollen. Möge also künftig eine sorgfältige Prüfung der Subjecte diesem Mangel abhelfen und zugleich das Amt eines Bibliothekars ehren! Möchte aber auch die äussere Stellung der Bibliothekare eine würdigere werden! Fast überall in Deutschland ist dieses Amt mit einer Besoldung verbunden, welche kein sorgenfreies Auskommen gestattet. Den dringenden Lebensbedarf sich zu erwerben, muss sich nun der Bibliothekar mit fremdartigen Arbeiten aller Art abmühen; muss, wie redlich er's auch

mit seinem Amte (welches sich namentlich mit Schriftstellerei auf keine Weise verträgt) meine, seinem Berufe einen beträchtlichen Theil seiner Zeit und seiner Kräfte entziehen, und lebt so, wenn er Gewissenhaftigkeit und gründliche Kenntniss seiner Obliegenheiten besitzt, mit sich selbst in einem Zwispalt und einer Unzufriedenheit, welche ihm sein Leben verbittert und ihn vielleicht noch überdiess der Ungefälligkeit bei solchen verdächtig macht, die seine wahre Lage nicht kennen oder nicht zu beurtheilen verstehen. Es ist oben gezeigt worden, was zur bibliothekarischen Bildung gehöre, und je weniger jene Anforderungen übertrieben sind, desto mehr lässt sich beurtheilen, ob das ein blosser Stuben- oder Kathedergelehrter zu leisten im Stande sey. Und doch übersteigt das Einkommen selbst der niedern Schulstellen die Besoldung des Bibliothekars oft um ein Beträchtliches. Dieses Missverhältniss ist desto drückender, da eben der Bibliothekar eine Menge amtlicher

Veranlassungen zu Ausgaben hat (es sey genug, der kostbaren Correspondenz zu erwähnen), welche andre nicht kennen, und da er zur gnügenden Führung seines Amtes eine eigne ausgesuchte Handbibliothek nicht entbehren kann. Nicht minder drückend ist dem thätigen Bibliothekar die Ungewissheit, in welcher er über das Schicksal seiner amtlichen Arbeiten nach seinem Tode ist — eine Ungewissheit, die so leicht und so sehr zum Vortheil der Bibliothek selbst gehoben werden könnte, wenn auf jeder Bibliothek eine Supernumerarstelle mit der bloß durch Fleiß und Brauchbarkeit verbürgten Hoffnung des einstigen wirklichen Einrückens errichtet würde. So hätte der Bibliothekar die Freude, seinen künftigen Nachfolger selbst zu bilden, und so könnte man es ohne grossen Kostenaufwand zu Einheit in den Arbeiten und namentlich dahin bringen, dass die Ausführung von Plänen möglich würde, zu denen mehr als Ein

Menschenleben gehört. Möchte endlich auf Bibliotheksgesetze mehr Sorgfalt gewendet werden, als bisher an den meisten Orten geschehen ist. Viele deutsche Bibliotheken haben veraltete und dem Geiste wie den Bedürfnissen unsrer Zeit nicht mehr angemessene Gesetze, welche der, doch auf sie vereidete, Bibliothekar zum Theil nicht beobachten kann, ohne seine Anstalt und sich selbst unfehlbar zu compromittiren. So ist es gekommen, dass sich ohne eine förmliche Aufhebung der frühern Bestimmungen in vielen Fällen statt ihrer eine auf mündlicher Tradition beruhende Observanz eingefunden hat, welche die Erhaltung einer nothwendigen Ordnung nur sehr unsicher verbürgt, und bei welcher eben wegen ihres Mangels an Oeffentlichkeit, der Leser eben so sehr gefährdet ist, von blossen Launen des Bibliothekars abzuhängen, als hinwieder dieser keinen Schutz gegen die Launen des Lesers findet. Dass

bei Abfassung neuer Gesetze der Bibliothekar selbst die erste Stimme habe, ist eine sehr gerechte Forderung, da niemand ausser ihm die verschiednen vorkommenden Fälle und die dabei nothwendige Verfahrungsart genau kennen kann. Der Oberbehörde liegt es dann ob, seinen Gesetzesvorschlag zu prüfen, zu verbessern und, nachdem sie die den Bibliothekar selbst betreffenden Bestimmungen (doch ebenfalls wieder nach deshalb mit ihm genomener Rücksprache) hinzugefügt hat, zu autorisiren. Die Gesetze selbst müssen eine doppelte Beziehung haben, und theils die Bibliothek selbst, ihre Fortführung und Verwaltung und die Verhältnisse der verschiedenen an ihr angestellten Personen, theils das die Bibliothek benutzende Publicum betreffen. Bei den erstern lasse man es sich angelegen seyn, dem Bibliothekar, wie genau auch übrigens die Bestimmungen seyn müssen, möglichst freie Hand zu lassen, und ihn nicht in seinem schönsten Wirken

unwürdig zu beschränken. Dass z. B. dem Bibliothekar wegen der Geldausgaben eine Controle zur Seite gestellt sey, ist durchaus nothwendig und zu seiner eignen Sicherheit und Beruhigung dienlich, auch ist es schicklich, dass er bei grössern Ankäufen, z. B. ganzer Sammlungen, welche auf den Ausgabenetat des Jahres einen besondern Einfluss haben, vorher die Genehmigung seiner Oberbehörde einhole; aber man fordere nicht, dass er für jeden einzelnen und gewöhnlichen Ankauf zur höheren Autorisation seine Zuflucht nehmen solle. Eben so wenig beschränke man ihn bei Verbesserungen der innern Anordnung und Aufstellung, und mache ihm nur dann eine vorläufige Anzeige derselben zur Pflicht, wenn durch dieselben besondere Ausgaben veranlasst oder die Bibliothek für einige Zeit unzugänglich werden sollte. Anders verhält es sich mit den Gesetzen für die Benutzung der Anstalt, welche möglichst scharf be-

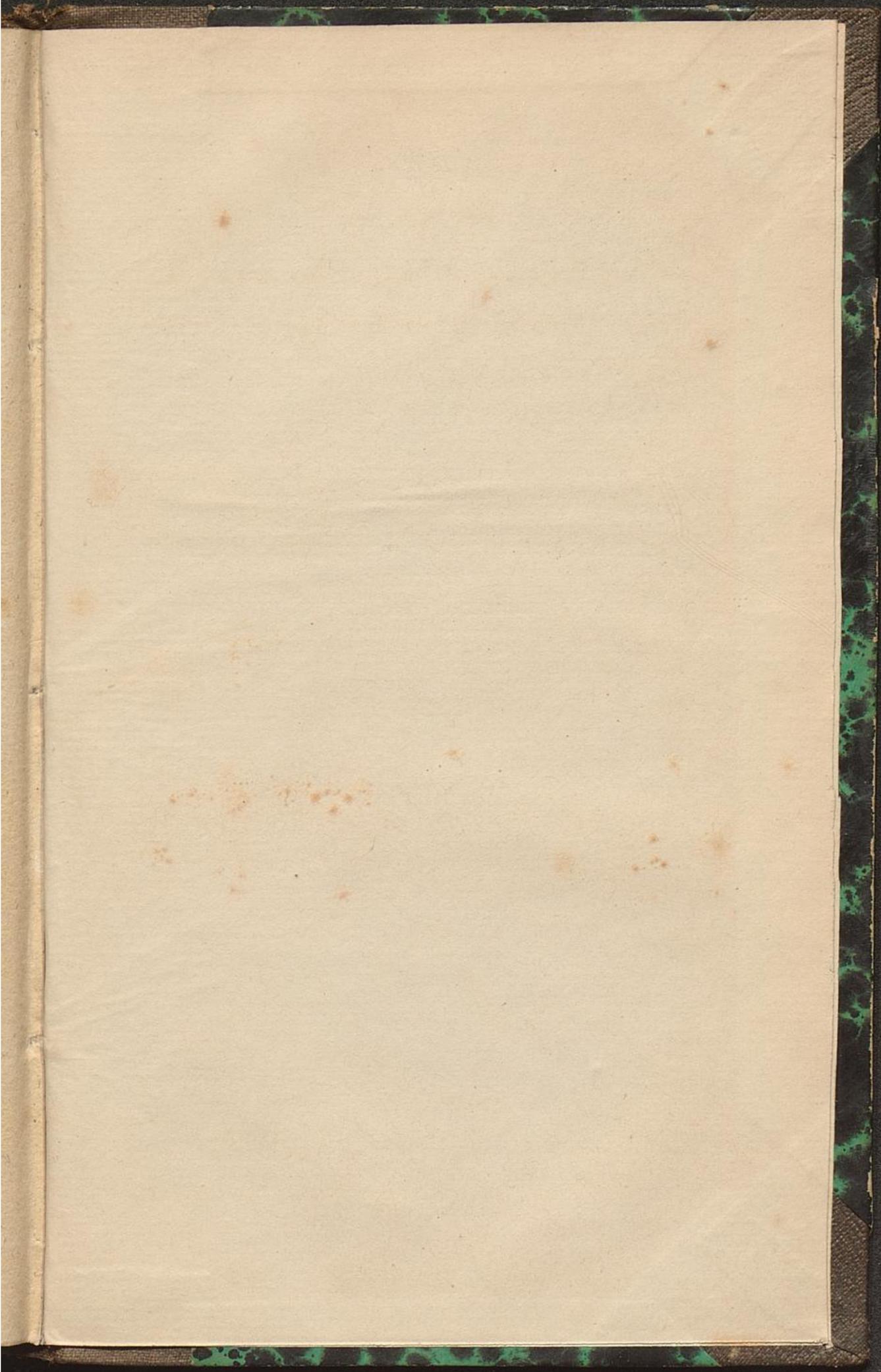
stimmt und eben so bindend für den Bibliothekar als für das Publicum seyn müssen. Nur nehme man bei ihnen schuldige Rücksicht auf die Fortschritte der Zeit. Auf vielen Bibliotheken ist die Mittheilung des gehaltlosesten Manuscripts untersagt, während auf die bei Ausleihung von Incunabeln, Grosspapieren oder andern vorzüglichen, vielleicht selbst einzigen Exemplaren nothwendigen Vorsichtsmaassregeln keine Rücksicht genommen ist. Dass es, vorzüglich in grossen Landesbibliotheken, Handschriften giebt, welche nicht für die allgemeine, bisweilen überhaupt gar nicht für die jetzige Benutzung geeignet sind (wiewohl der Falkenblick der Archive das Meiste dieser Art aufzuspähen und in seinen unzugänglichen Gewahrsam zu bringen gewusst hat), ist allerdings gegründet; warum sollen aber Handschriften anderer Art, z. B. von classischen Schriftstellern, im Locale der Bibliothek selbst

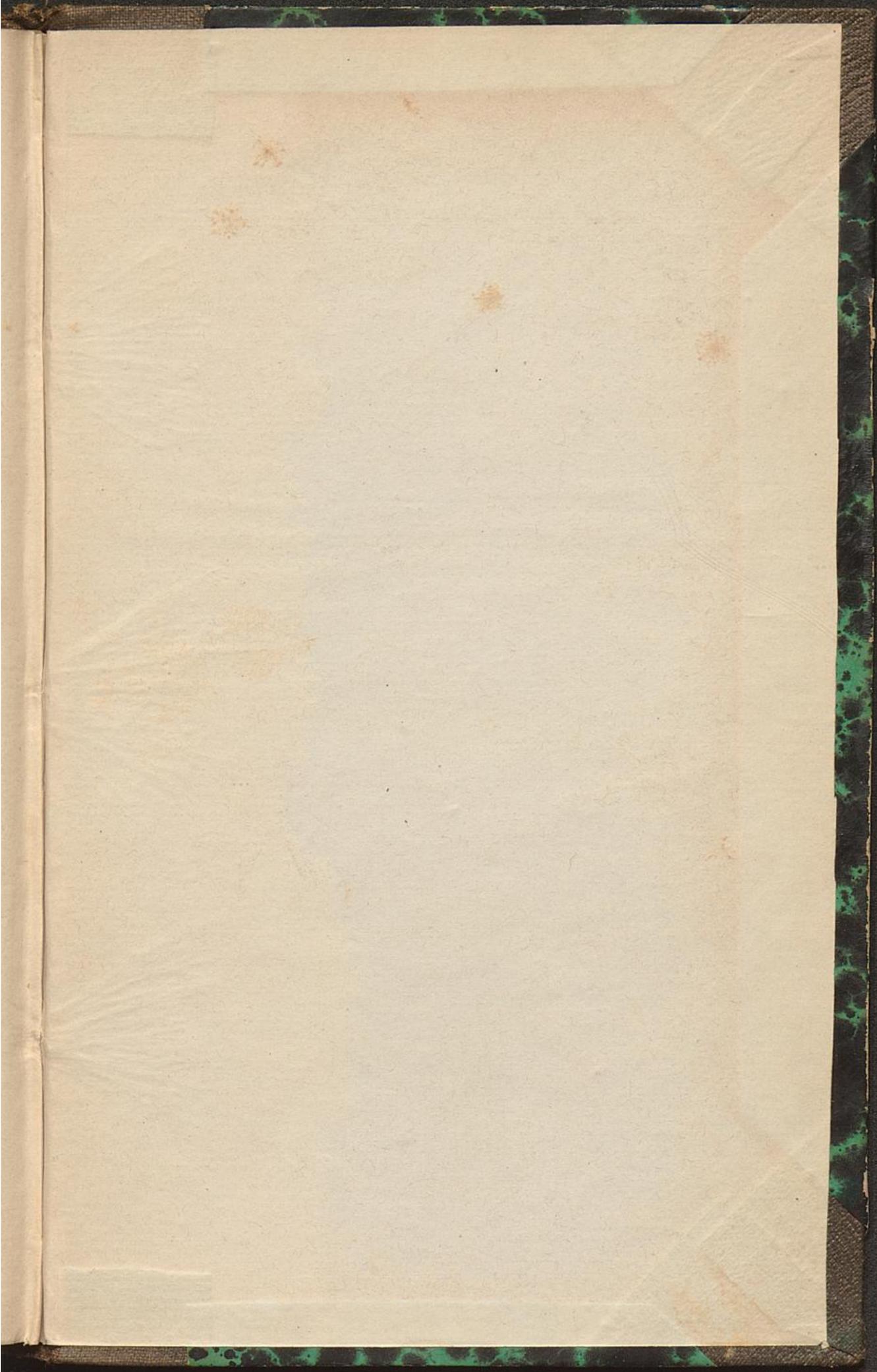
nicht für jedermann zugänglich seyn? Was Franzosen und Italiener in ihren reichen Manuscriptenschätzen jedem Fremden bereitwillig vorlegen, das wollen wir, bei unsrer Armut an Handschriften, unsern eignen Landsleuten missgünstig versagen, und unsre Manuscripte nur darum besitzen, damit wir gelegentlich gegen einen durcheilenden Fremden damit prunken können? Wenigstens kann der die Verhältnisse nicht genauer kennende Ausländer diess von uns argwöhnen, wenn gleich der deutsche Gelehrte es sehr gut aus eigener Erfahrung weiss, dass die deutschen Bibliotheken auch in dieser Hinsicht weit mittheilender sind, als es der Buchstabe ihrer Gesetze besagt. Warum aber denn das Gesetz nicht ändern: ein Gesetz — möchte diess doch jede Behörde nach seinem ganzen Gewichte erwägen — auf welches der Bibliothekar vereidet ist. — Endlich aber versage die Behörde dem Bibliothekar ihren kräftigen Schutz nicht,

wenn es darauf ankommt, diese Gesetze gegen nachlässige oder gewissenlose Benutzer der Bibliothek geltend zu machen. Ohne ihren Beistand ist in den meisten Fällen der Bibliothekar nicht vermögend, die empfindlichsten Verluste abzuwenden.

Möchten diese Blätter das Glück haben, in die Hände von Männern zu gelangen, bei welchen wenigstens einige der hier behandelten Gegenstände, sey's Wunsch und Bitte oder Vorschrift und Belehrung, Beherzigung fänden! Der Verfasser ist blos deshalb als Sprecher aufgetreten, weil Würdigere und Erfahrene, als er, schwiegen; aber das darf er versichern, dass keiner ihn an wahrer und redlicher Liebe für seinen Beruf übertreffe. Mit dieser Liebe hat er hier sei-

ne Ansichten und Wünsche offen ausgesprochen; mögen sie Gehör finden, und Frucht bringen zu ihrer Zeit!





Kontrolle!



07W2885